s Heiligtum ist ungefähr acht Zoll hoch und wiegt
½ Pfund. Der Dalai-Lama, der zwar erst zwanzig
Jahre ist und recht gesund und kräftig, wird doch
ihr ermüdet, wenn er während des langen Gottes-
enstes das schwere Ding halten muß, und so hat
ner der hohen Priester, die die Person des Kirchen-
berhauptes von Tibet umgeben, eine Netze unter-
ommen, um einen Künstler ausfindig zu machen,
r ein leichteres und dabei noch kostbareres „tse-
oum" herstellen könnte. In Paris hat er solche Mei-
er gefunden und auch die Ratschläge von Gelehrten
ber die beste Herstellung des heiligen Gegenstandes
ingeholt. Die Schüssel aus Aluminium machen zu
assen, dazu konnte man ihn freilich nicht bewegen,
enn er hatte einmal einen russischen Photographen
twas Aluminiumpulver verbrennen sehen und fürch-
ete nun die Feuergefährlichkeit des Stoffes, obwohl
man ihm nachwies, daß das Metall gegen Feuer sehr
widerstandsfähig sei. Deswegen ward der Untersatz
us vergoldetem Silber hergestellt und ebenso die
eiden greulichen Drachen, die als echte Königsdrachen
mit fünf Klauen in vielfachen Windungen sich am
Rande der Schüssel emporbäumen müssen. Das Vor-
handensein dieser Tiere unter dem sonst dem reinen
Buddhismus entnommenen Symbolen ist ein Zuge-
ständnis an die chinesische Regierung, deren Vertreter
manchmal bei den Gottesdiensten zugegen sind. Bei
dem neuen „tse-boum" können die Schlangen nach
Belieben abgenommen werden, so daß man sie nur
aufzusetzen braucht, wenn ein angesehener Chinese
sich unter der andächtig versammelten Gemeinde be-
findet. Die Vase, deren sehr ausgebuchtete Form ein
wenig gemäßigt ist, ist aus Korallenstücken von solcher
Größe geschnitten, daß man wohl sagen kann, sie
seien die größten der ganzen Welt. Der Oberpriester
begab sich nach Livorno, um sie auszusuchen. Das
Bildnis des Amitabha, auch aus Korallen, ruht auf
einer Lotusblume aus weißem Chalcedon. Um dies
heilige Gesicht schlingen sich Blätter, die aus Lapis
lazuli auf das zierlichste ausgeführt sind, und sie bil-
den zusammen eine ovale Umrahmung, die mit einer
Monstranz Aehnlichkeit hat. Darüber schwebt ein
Mond aus weißem Chalcedon, eine Sonne aus gelbe„
Steinen und eine Flamme aus Korallen, die den
Strahl der Weisheit bedeutet.

Das prächtige Werk, das nur 1¾ Pfund wiegt,
ist von fünf Pariser Künstlern verfertigt und bleibt
ein Meisterstück französischer Kunstfertigkeit, obwohl
es freilich den beurteilenden Augen Europas auf
immer entrückt sein wird. Bevor es seine Reise nach
dem fernen Tibet antrat, um die Rechte des heiligen
Dalai-Lama zu zieren und verehrt zu werden, war
es eine Woche im Museum Guimet ausgestellt.

Allerlei.

Die Garderobe des Lord Anglesey.

Die 900 Kostüme, die die Garderobe des Marquis von Anglesey ausmachten, werden in kurzer Zeit versteigert werden, und damit wird eine bunte Pracht erlesenster Farben und Stoffe durch den gefühllosen Hammer in alle Winde zerstreut werden. Aus diesen reichgestickten Röcken, dem matten Glanz der seidenen Gesellschaftskleider und den vielfachen Farbenspielen der kostbaren Unterwäsche scheint eine vergangene Zeit heraufzusteigen. 200 Ueberröcke künden da von einer verschwenderischen Pracht; einer aus braunem Zobel kostet allein 20 000 Mark, und dann folgen in feinsten Uebergängen Röcke für alle Tageszeiten und für alle Variationen, die durch die Witterung und sonstige Ereignisse nur möglich erscheinen. Die Anzüge selbst ließ der Lord häufig alsbald zu Dutzenden anfertigen. Große Delikatesse und Sorgfalt ist auf seine Schlafanzüge und seidenen Unterkleider verwendet, die durch die Pracht der Stoffe und durch ihre koloristische Schönheit wirken. Einige der Gesellschaftsanzüge sind aus jenem blassen rosa Seidenmoiree, den Gainsborroughs „Knabe in Rosa" zeigt, mit stahlgrauem seidenen Kragen, Stulpen und Jabot; kühne Farbenzusammenstellungen liebte der Lord. So trug er schwarze Wäsche häufig zu einem Abendanzuge aus weißem Seidenbrokat. Ein ganzes Zimmer ist angefüllt mit künstlichen Blumen, die aufs feinste in ihrer Tönung zu den Färbungen der Kostüme abgestimmt und mit starken Parfüms getränkt waren, da dem Lord natürliche Blumen wegen ihrer aufdringlich lebhaften Wirkung und ihres schnellen Welkens verhaßt sind

Das Tabakrauchen

ist durchaus nicht ein „Ding an sich", dessen Eigenschaften und Folgen immer die gleichen sein müssen. Es dürfte schon hell genug für einen Arzt oder Hygieniker sein, sich auf den Standpunkt zu stellen: „Sage, ob Du rauchst, und ich sage Dir, wer Du bist, d. h. gesundheitlich bist. Nichtiger würde es vielleicht sein, wenn man den Satz abänderte: Sage mir, wie Du rauchst . . . Nicht nur die Menge und die Art des genossenen Tabaks, sondern auch die Gewohnheiten beim Rauchen selbst sind für die Möglichkeit einer gesundheitlichen Gefahr ausschlaggebend. Ueber diesen Punkt hat Dr. J. Bamberger aus Fellingen in der „Münchener Medizinischen Wochenschrift" eine lehrreiche Auslassung veröffentlicht. Er unterscheidet darin in erster Linie zwei Arten des Rauchens, deren Vertreter er mit den Bezeichnungen Naßraucher und Trockenraucher belegt. Die Bedeutung dieser Begriffe versteht sich ziemlich von selbst. Die Trockenraucher sind saubere Leute, die ihre Zigarre entweder aus der Spitze oder doch so rauchen, daß das in den Mund eingeführte Ende bis zuletzt trocken bleibt. Auch die Pfeifenraucher rechnet Dr. Bamberger zu dieser Klasse. Die Naßraucher dagegen fangen schon damit an, daß sie ihre Zigarren mit Speichel befeuchten und dann weiterhin nicht ausschließlich mit dem äußeren Teil der Lippen halten, sondern tief in den Mund stecken und einem förmlichen Kauakt unterwerfen. Die Wirkung des Tabaks muß bei beiden Gruppen eine recht verschiedene sein. Die Trockenraucher können sich die im Tabak enthaltenen Gifte (Nikotin, Pyridinbasen, Ammoniak, Blausäure, Schwefelsäure, Methylamin usw.) nur auf zwei Wegen einverleiben: einerseits dadurch, daß der soeben eingezogene Rauch seine giftigen Bestandteile zum Teil in der feuchten Mundhöhle zurücklässt, von wo aus sie mit dem Speichel verschluckt werden können, und andererseits dadurch, daß der ausgepustete Rauch mit der Luft wieder eingeatmet wird. Die Naßraucher befinden sich unter denselben Gefahren, aber in ungleich höherem Maße. Gerade am Stummelende der Zigarre sammelt sich das Nikotin an, das der Naßraucher nun aufsaugt, so daß es dem Magen zugeführt wird. Auch hält ein vollständig durchweichter Zigarrenstummel anderen im Rauch befindliche Gifte natürlich viel leichter zurück als ein trockener. Ist ein solcher Raucher gleichzeitig noch ein Liebhaber des Alkohols, so wird die Gefahr noch bedeutender, weil die im Alkohol löslichen Gifte in Verbindung mit diesem Stoff weit leichter vom Magen wirklich aufgenommen werden. Dabei braucht der Naßraucher noch gar nicht ein eigentlicher Trinker zu sein, sondern nur überhaupt gelegentlich Alkohol zu genießen. Dr. Bamberger neigt zu der Ansicht, daß das Trockenrauchen nur geringe Gefahren für die Gesundheit in sich schließt, und daß alle Fälle wirklicher Schädigungen im Gefolge des Rauchens auf Naßraucher zu beziehen sind. Die Zigarettenraucher sind allerdings auch gewöhnlich Trockenraucher. Bei ihnen vergrößert sich aber der schädliche Einfluß erstens durch das Hinunterschlucken des Rauchs und zweitens dadurch, daß gewöhnlich eine große Menge von Tabak, nämlich bis zu 60 Zigaretten täglich, verbrannt wird. Nach diesen Ausführungen müßte man das Tabakkauen, das bei der Arbeiterbevölkerung noch immer sehr verbreitet ist, für das Schlimmste halten, aber in dem Kautabak ist überhaupt nur sehr wenig Nikotin vorhanden. Auf das Nikotin scheint es jedoch nicht allein aber auch nur in erster Linie anzukommen; denn die nikotinarmen Havanna-Zigarren führen ebenso häufig zu chronischer Vergiftung wie etwa die nikotinreiche Virginia.

*

Die Wassernot der Weichsel

wird in der Danz. Ztg. folgendermaßen geschildert: Der Wasserstand sinkt immer weiter, freilich immer nur um einige Zentimeter; aber gerade dieses wenige hat schließlich hingereicht, den Verkehr ganz einzuschränken. Nur kleine, flachgehende Regierungsdampfer und Fischerkähne sind zu sehen. Wer jetzt den langsam dahinfließenden Strom kennen lernt, kann sich schwer eine Vorstellung von seiner Furchtbarkeit zur Zeit der Hochwasser und der Eisgänge und von den gewaltigen Wassermassen machen, die zum Meere abfließen. Seit 1832, wo die Weichsel durch vielfache Stromspaltungen an manchen Stellen die geringe Tiefe von 40 Zentimeter hatte, sind ähnliche Verhältnisse wie in diesem Jahre nicht vorgekommen. Schon seit Wochen wurde der Verkehr durch Sandbänke erschwert. Der Unterlauf des Flusses enthält alle Jahre Inseln und Kämpen, der so zahlreich und umfangreich wie jetzt, sind sie noch nicht gewesen. Stellenweise bilden sie ganze Sandfelder. Ihre Lage ist sehr verschieden. Je nach der Strömung befinden sie sich bald auf der linken, bald auf der rechten Seite, manchmal sogar mitten im Strome. Bisweilen nähern sie sich dem einen Ufer so weit, daß eine nur einen Meter breite Rinne übrig bleibt. Sie ziehen sich entweder in der Längsrichtung des Stromes hin oder lagern quer in demselben in der halben, an einer Stelle sogar in fast zwei Drittel der Flußbreite und lassen für die Fahrzeuge nur eine schmale Straße übrig, die wegen der flachen Stellen nicht einmal in der ganzen Breite zu benutzen ist.

*

Eine durch den Bergbau bedrohte Stadt.

Wie man der Schles. Ztg. aus Zwickau meldet, wird sich das dortige Landgericht demnächst mit einem interessanten Prozeß zu beschäftigen haben. Kläger ist die Stadt Zwickau, Beklagte sind zwei alte bergbauende Gesellschaften. Die Stadt behauptet, daß infolge der immer weiteren Ausdehnung der Kohlengewinnung sehr erhebliche und bedrohliche Erdsenkungen im Weichbilde der Stadt — bis zu rund zwei Meter — vorgekommen, Häuser beschädigt, Gas- und Wasserrohre gebrochen seien, und man die öffentliche Sicherheit als gefährdet ansehen müsse, da Ueberschwemmungen entstehen könnten; auch sei ein Sinken des Grundstückswertes unausbleiblich. Die Stadt hat die betreffenden Gesellschaften aufgefordert, die entstandenen umfangreichen Höhlungen durch „Bergversatz" d. h. durch das neben den kohlenarm lagernde Gestein auszufüllen, was das Nachsinken des Erdreichs aufhalte. Die Gesellschaften erklärten sich im Hinblick auf die möglicherweise in die Millionen spielenden Kosten des Bergversatzes hierzu nur unter der Bedingung bereit, daß die Stadt eine Entschädigung gewähre. Die Stadt lehnte ab und beschritt den Instanzenweg des Verwaltungsstreitverfahrens, hatte aber kein Glück damit, da ein Ministerialentscheid ihr die Kosten allein auferlegte und das Oberverwaltungsgericht sich als unzuständig erklärte. Der Streit wird nunmehr im Wege des Zivilprozesses ausgetragen werden.

*

Von Bienen überfallen

wurde am Mittwoch nachmittag die Familie des Eisenbahnsekretärs B. aus der Müllerstraße in Berlin. Die Eheleute gingen mit ihren beiden schulpflichtigen Knaben nach der Stadtwinkel und wurden, so erzählt die Berl. Ztg. in der Nähe der Schießstände von einem Bienenschwarme überfallen. Vor Schmerz scheuend, rollten sich die Leute auf der Erde und machten auf sich nähernde Passanten genächst den Eindruck, als seien sie närrisch geworden. Es vergingen wohl zehn Minuten, bis sich genügende Hülfsmannschaft beisammenfand, um den starken, immer wieder vordringenden Schwarm zu verscheuchen. (Wie das geschah, wird leider nicht gesagt.) Auffallend verschieden zeigte sich die Wirkung des Bienengiftes bei den Familienmitgliedern. Während die Frau und der ältere Knabe gegen das Gift fast immun schienen, bildeten sich bei dem jüngsten dicke Geschwülste, und der Familienvater war durch etwa zehn Stiche so mitgenommen, daß er sich niederlegen mußte. Er klagte über Herzschwäche und schweres Unbehagen.

*

Der Stiefel des Präsidenten.

Im freien Amerika wird nicht nur mit der Flagge Vergötterung getrieben, wie nachstehender Vorfall beweist. Auf der Weltausstellung sind die Stiefel des Präsidenten Roosevelt ausgestellt, die dieser als Cowboy in Nordakota trug. Es heißt sich jetzt heraus, daß von den Verehrern des Präsidenten sämtliche Nägel und Schrauben aus den Sohlen dieser Stiefel als Andenken entfernt wurden. Andere Leute haben ihrer Begeisterung für den Präsidenten dadurch Ausdruck gegeben, daß sie das Oberleder der Stiefel mit ihren Initialen beschnitzten.

Vom Büchertisch.

Das Recht und der Rechtsweg der Handlungsgehülfen. In Leinen gebunden 2,50 Mark, Porto 20 Pfg. Verlag von Rich. Lipinski, Leipzig. Die neu geschaffenen Kaufmannsgerichte stellen die Kaufleute und Handlungsgehülfen vor neue ungewohnte Aufgaben, sie werden auch fördernd auf die Vermehrung der Streitfälle aus dem Dienstvertrage einwirken. Der Verfasser, der Mitglied der Reichstagskommission zur Beratung des Gesetzes über die Kaufmannsgerichte war, hat nun nicht bloß die Organisation und den Wirkungskreis der Kaufmannsgerichte eingehend erläutert, sondern auch das ganze Rechtsverhältnis der Handlungsgehülfen nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch, dem Handelsgesetzbuch, den einschlägigen Nebengesetzen und den Entscheidungen der höchsten Gerichtshöfe dargelegt. Für die Handlungsgehülfen, die nicht den Kaufmannsgerichten unterstellt sind, ist das Verfahren vor den Amtsgerichten besprochen worden. Ein ausführliches Verzeichnis der Schlagworte erleichtert den Gebrauch des Werkes ungemein.

*

Benzigers Marienkalender für das Jahr 1905. Unter den ersten neuen Kalendern sehen wir Benzigers Marienkalender in seinem farbigen Gewande. Er widmet gleich anfangs einen größeren Artikel dem glorreichen Andenken des unvergeßlichen Papstes Leo XIII. und der Person des neuerwählten Vaters der Christenheit, Pius X. Diesem schließen sich mehrere reich illustrierte Erzählungen an, so „Der Chouan", eine ergreifende Erzählung aus der Zeit der französischen Revolution, „Die bewegte Kubitz-Alpstube", eine Erzählung aus den Appenzellerbergen voll Kraft und Leben, voll Herzeleid und Herzensglück. — Ein eigener Artikel gilt dem Jubiläum der Unbefleckten Empfängnis Mariä, ein anderer dem deutschen Zentrum (mit vielen Porträts). „Gesunder Magen — gesunder Mensch" ist eine zeitgemäße, hauswirtschaftliche Plauderei. — Der Kalender zählt mehr als 100 Illustrationen. Und er enthält überdies zwei praktische Chromobilder, einen Wandkalender, einen Preis-, Neuhs- und vollständige Märktverzeichnisse.

Verantwortlicher Redakteur Ed. Verhülsdonk in Bochum.
Verlag und Rotationsdruck der Märkischen Vereinsdruckerei.



Verschlungene Pfade.

Roman von Carola v. Eynatten-Dirking.

Die junge Dame zögerte zuerst, als aber die Gräfin ihr zuredete und Jane noch hinzusetzte, Mrs. Nelson und sie würden eine Zusage als einen besondern Dienst betrachten, erklärte sie sich bereit, als Verkäuferin an dem Bazar teilzunehmen.

Jane verabschiedete sich, Bolevand einen Wink gebend, mit herzlichem Dank.

Und Du, Gretchen, kommst Du nicht mit uns?" fragte sie die Sängerin, die, bedrückt durch die Anwesenheit der Gräfin sich bisher schweigsam verhalten hatte.

„Nein, ich bleibe noch eine Weile hier, zur Arbeit ist es für Regine doch wohl zu spät," erwiderte Margarete mit einem Blick auf die Gräfin, die sich ebenfalls zum Aufbruch rüstete.

„Auf Wiedersehen, Fräulein Regina," sagte letztere, worauf sie sich gegen Jane wandte, mit ungewohnter Freundlichkeit fortfahrend: „Wir haben den gleichen, Weg, Miß Nelson, und sofern Sie oder Mr. Bolevand nichts versäumen, bitte ich um Ihre Begleitung."

Jane stellte sich der Gräfin zur Verfügung, und Edgar hatte keine andere Wahl, als ihrem Beispiele zu folgen, wollte er nicht dem immer noch reger werdenden Verdachte seiner Stiefmutter neue Nahrung geben.

Er tat es aber mit sehr unbehaglichen Empfindungen, denn er war der festen Ueberzeugung, daß ihre Aufforderung des Ergebnis eines bestimmten Planes sei.

Und wie zutreffend diese Vermutung war, sollte er sehr bald sehen, denn die Gräfin lenkte die Unterhaltung allmählich auf Amerika und auf ihren verstorbenen Gatten, um sich nach längerer Zeit jählings zu unterbrechen.

„Sie stammen ebenfalls von deutschen Eltern, Mr. Bolevand, Ihr Name ist ein echt deutscher und Ihre Erscheinung ebenfalls!"

Er bejahte, ging aber nicht weiter auf die Frage ein, die ihn zwar nicht überraschte, aber doch zu großer Vorsicht mahnte.

„Und Sie haben jedenfalls noch Verwandte hier, Mr. Bolevand?" forschte die Gräfin weiter.

„Edgar zögerte eine Weile, dann sagte er leise: „Ich weiß es nicht." —

„O, das ist doch kaum denkbar."

„Meine Unkenntnis erklärt sich aus dem frühzeitigen Verlust meiner Eltern, Erlaucht, ich habe sie nicht einmal gekannt," erwiderte Edgar, dem dieses Verhör und die Notwendigkeit, zu allerlei Unwahrheiten und Umschreibungen zu greifen, so peinlich war, daß er bereits daran dachte, sich unter einem Vorwande zu verabschieden.

Die Gräfin blieb jedoch an einer Straßenecke stehen und sagte, Jane die Hand reichend:

„Ich habe nur noch einige Schritte und darf Sie nicht von Ihrem Wege abbringen. Für Ihre liebenswürdige Begleitung sage ich Ihnen und Mr. Bolevand besten Dank; übermorgen sehe ich Sie im Bazar wieder." — — —

Bolevand und Jane setzten ihren Weg schweigend fort, bis sie plötzlich sagte:

„Wenn mich nicht alles täuscht, ahnt die arme Frau den ganzen Sachverhalt!"

„Das glaube ich selber, nur dürfte sie sich meine Beziehungen zur Familie doch noch etwas anders denken, als sie tatsächlich sind.

„Das mag sein, es macht aber keinen großen Unterschied — Edgar, Sie müssen reden!"

„Ich kann es nicht, es widerstrebt mir zu sehr, immer mehr, je länger ich die Sache bedenke. Diese Menschen leben glücklich, ich mag am wenigsten der Störenfried sein, der Kummer über die Familie bringen wird."

Das haben Sie bereits getan, Edgar, wenn auch unabsichtlich, und es wird allen leichter werden, wenn es zur Aussprache gekommen ist. — Ah, Mama mit der Verdol!" —

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Der Bazar versprach, die Hoffnungen zu verwirklichen, die Frau Mary auf ihn gesetzt hatte.

Seit den ersten Nachmittagsstunden flutete eine vielköpfige Menschenmenge durch die Verkaufsräume, und wenn im allgemeinen auch die Schaulust die Kauflust überwog, so bereitete dies der Dame des Hauses doch keinen besonders schweren Kummer, denn sie durfte wenigstens gewiß sein, daß man in der allernächsten Zeit viel, sogar sehr viel von ihr reden würde.

Und das die Hauptsache war, es hatten sich bereits mehrere der höchstgestellten Persönlichkeiten der Stadt und der Umgegend eingefunden, darunter auch solche, die bisher die äußerste Zurückhaltung beobachtet hatten.

Mrs. Nelson strahlte denn auch in selbstbewußter Siegesfreude und beglückwünschte sich zu dem glücklichen Einfall, den aus Dr. Jenkins „Atelier" hervorgegangenen Stammbaum den Augen der Baronin Verdol zu unterbreiten.

Dem Eifer der barmherzigen Seele verdankte sie wenigstens einen Teil ihres heutigen Erfolges, nämlich die Zähmung der Widerspenstigen, die allen Lockungen widerstehend sich kühl in ihre vornehme Unnahbarkeit eingehüllt hatten.

Was dem Zauber der Millionen nicht gelungen war, hatte die Neugier vollbracht, wie sie triumphierend sagte. Sie glaubte zu bemerken, daß man sie mit anderen Blicken betrachtete, daß der Marquishut unsichtbar, wie der Stab einer gütigen Fee über ihrem Haupte schwebte.

Was immer James Nelson sagen und tun mochte, er konnte daran nichts ändern, höchstens sich lächerlich machen; sie hatte ihn wieder einmal übertrumpft!

In dem mit verschwenderischem Luxus ausgestatteten Teesalon, von pelzhem aus man über eine teppichbelegte Treppe in den Wintergarten gelangte, stand für die Freunde und Bekannten des Hauses ein mit allen nur erdenklichen Erfrischungen reich besetztes Buffet.

Zur Zeit befanden sich in diesem Salon nur die Baronin Verdol und Herr Dönning, erstere mit einer Schale eingemachter Früchte versehen, letzterer mit einem Glas Champagner, in den er kleine Bisquits tauchte.

„Was wahr ist, ist wahr, Nelsons vergessen nie des Tieres im Menschen, wären sie nur so angenehm im Umgange, wie sie gastfrei sind, so könnte man sie in ihrer Art vollkommen nennen, flüsterte der frühere Amtsrichter.

„Das ist nur Großtuerei, man will zeigen, daß mans hat! — Uebrigens blamiert sich die Nelson wieder gründlich — geberdet sich wie eine Königin, die Kur hält? Passen Sie auf, Herr Amtsrichter, abends geht die Komödie erst los!" sagte die Baronin.

„Es läßt eben kein Mensch von seinen Gewohnheiten, deshalb fühlt sich Mrs. Nelson auch nie so wohl, als wenn sie Stoff zum Lachen bietet. Ich möchte nun wissen, ob an ihrem Adel wirklich etwas wahres ist? Gnädige Baronin werden zugeben müssen, daß unser Krösus sehr wenig von einem Aristokraten an sich hat!"

„Das kann sich im Laufe der Zeit verwischt haben. Uebrigens kenne ich Aristokraten genug, die durchaus keinen aristokratischen Eindruck machen."

„Allerdings — aber die Bemerkungen, die Mr. Nelson vorhin machte, sie waren ja zugegen —"

„Beweisen einzig, daß er in seiner Art ebenso verrückt ist, wie seine Frau in der ihrigen."

Der Amtsrichter Dönning schüttelte den Kopf, wo, bei er sagte:

„Ich weiß nicht, ich weiß nicht, wir fehlt immer der rechte Glaube —"

„Und ich kann nicht daran zweifeln!" versetzte die Dame mit solchem Nachdruck, daß dem armen Dönning die Erinnerung an die boshaften Witzeleien, in deren Begleitung er das so bestimmt auftretende Gerücht bisher weiter verbreitet hatte, ihm darart schwer auf die Seele fiel, wie die Erinnerung an irgend eine böse Tat.

„Ihren Arm, lieber Dönning," unterbrach Frau von Verdol aufstehend seine Betrachtungen, „hier ist es nichts weniger als amüsant, und hält man sich zu lange auf, sieht es aus, als wäre man nur des Essens und Trinkens wegen gekommen."

Mit einem wehmütigen Blick auf sein noch halbvolles Glas bot der Amtsrichter den Arm dar, um die Dame wieder nach dem Bazar zu geleiten.

„Dürfte ich mir die Frage erlauben, ob Frau Baronin durch die Familie Nelson selber in dieses interessante Geheimnis eingeweiht wurden?"

„Nein. — Versprechen Sie mir, meinen Namen aus dem Spiele zu lassen?"

„Ich gelobe unbedingte Diskretion, Gnädigste!" versicherte Dönning.

„Also — durch Zufall fiel der Stammbaum der Familie de la Vigne-Nelson in meine Hände und auf Stammbäume verstehe ich mich wie ein richtiger Genealoge."

„Ah!"

„Ich weiß demnach ganz genau, woran ich bin, habe es mit meinen eigenen Augen gelesen, und wenn mir Mr. Nelson den Vetter Bierbrauer aus Plymouth leibhaftig vorführte, es würde mich nicht im geringsten beirren. Sagen Sie, ist es Ihnen denn nicht aufgefallen, daß er vorhin so ganz unvermittelt von diesem Vetter zu erzählen anfing?"

„Allerdings, allerdings, Gnädigste — aber wozu dieses Versteckenspiel — sollte am Ende eine ruchlose Tat die Veranlassung bieten —?"

„Unsinn, Dönning, Sie wittern allenthalben Verbrechen und schwarze Taten!"

„Wir sind von der Justiz, Gnädigste —"

„Ihr Herren von der Justiz könnt eben Euer Handwerk niemals vergessen, vorausgesetzt, daß alle so sind wie Sie, was ich aber noch bezweifle. — Marotte ist es, nichts weiter! Der Amerikaner ist halb verrückt und die schöne Miß das Ebenbild ihres Vaters. Uebrigens finde ich die Jane nicht einmal schön." —

„Schön wäre vielleicht etwas zu viel gesagt, jedenfalls besitzt sie aber einen pikanten Reiz —"

„Den ihre schlechten Manieren und ihr freies, rücksichtsloses Wesen auf Euch Herren ausüben. — Ah, schauen Sie mal dorthin, Herr Amtsrichter," und Frau von Verdol wies mit dem Fächer nach der Blumenbude an der anderen Seite des Saales.

Des Amtsrichters Augen folgten dem Wink, und die Wirkung dessen, was er sah, war eine so tiefgehende, daß er wie angewurzelt stehen blieb.

„Ihre Erlaucht und der Hochwürdige! — Wahrhaftig, es geschehen Zeichen und Wunder," flüsterte er endlich.

„Das hätte ich allerdings nicht für möglich gehalten, die Lerchenfeld hier, obwohl sie doch wissen muß, wie es mit ihrem Max und der Jane steht — das sieht gerade wie eine Sanktion aus," nickte die Verdol.

„Und wird es auch wohl sein. — Lieber Himmel, die alleinige Erbin eines solchen Vermögens — da kann man wohl ein Auge zudrücken."

„Sagen Sie getrost beide Augen! — Geben Sie acht, Herr Amtsrichter, die Gräfin wird sich die Rolle der selbstlosen, hingebenden Mama zulegen, die kein Opfer scheut, wenn es sich um des Sohnes Glück handelt," bemerkte die Baronin Verdol spöttelnd.

„Mag sein, mag sein, Baronin," nickte der vorsichtige Dönning.

Gräfin Lerchenfeld und Frau von Verdol kannten sich von früher her, standen aber in keinem Verkehr, und selbst bei Begegnungen an dritten Orten mieden sie einander so gut es ging, ohne dadurch aufzufallen.

Daß es so stand, lag indessen nicht an der Baronin, im Gegenteil, sie hatte sich lange Zeit alle Mühe gegeben, um in den Kreis der Lerchensteiner Intimen hineinzuschlüpfen, doch diese Mühe war eine vergebliche gewesen, denn sie stand im Ruf einer äußerst lebenslustigen, selbst ziemlich frivolen Dame, und dies genügte, die Gräfin zu strenger Zurückhaltung zu bestimmen.

Auch jetzt war ihr Gruß sehr steif, als sie an Richards Arm an der Baronin und ihrem Begleiter vorüber ging.

— — — — — — — — — —

„Widerwärtige Menschen, diese Verdol und der Amtsrichter Dönning, vor ihren bösen Zungen wäre wohl ein Engel nicht sicher," sagte die Gräfin im Weitergehen.

„Leute, die nichts zu tun haben, und sich nicht nützlich zu beschäftigen wissen, plaudern eben, und in der Regel über Dinge, die sie eigentlich wenig bekümmern; es ist allerdings kein lobenswerter Zeitvertreib, indessen halte ich dafür, daß sie seltener, als man denkt, von wirklich böser Absicht geleitet werden," erwiderte der stets milde urteilende Sohn.

„Du glaubst eben stets das Beste, mein guter Richard," versetzte die Gräfin achselzuckend.

„Und ich befinde mich wohl dabei, Mama. — Nun werden wir aber doch wohl Miß Nelson begrüßen müssen, ich sah sie vorhin nebenan —"

„Ich auch, Max stand wieder bei ihr," unterbrach die Mutter mit eigentümlicher Betonung.

„Er hilft ihr beim Verkauf der Lose."

„Was ich sehr unpassend finde."

„Es handelt sich ja um einen wohltätigen Zweck," sagte Richard.

„Einerlei. Nach all den Vermutungen, zu denen er bereits Anlaß gegeben, wäre er es der jungen Dame wie sich selber schuldig, die größte Vorsicht zu bewahren, denn heiraten kann er sie nun einmal nicht," sagte die Gräfin flüsternd, doch mit einer großen Entschiedenheit.

„Du denkst über diesen Punkt doch wohl ein wenig zu strenge, liebste Mama."

„Nein, mein Kind, ich habe alles wohl bedacht. Du weißt, ich trete Eurem Glück nicht gerne in den Weg. Wärest Du nicht Geistlicher, so ließe sich eher davon reden, denn dann könnten erst Deine Kinder dem Max im Majorate folgen, unter den bestehenden Verhältnissen aber wäre eine derartige Heirat ein geradezu ein unverzeihlicher Streich. Sage ihm das, denn ich merke, daß Du bei mir als Vermittler und Fürsprecher tätig sein sollst."

„Allerdings soll ich das, aber Du wirst mir glauben, wenn ich versichere, daß ich jede Einmischung entschieden abgelehnt hätte, wäre ich nicht von der Tiefe seiner Neigung für Miß Jane überzeugt, hielte ich eine Verbindung mit ihr nicht für ein großes Glück, offen gesagt, für das größte, welches ihm widerfahren. Sie ist in jeder Hinsicht das Weib, das für ihn paßt, sie besitzt alle jene Eigenschaften, die ihn abgehen, sie ist durchaus edel gesinnt und würde aus ihm machen, was er sein soll," entgegnete Richard fest.

Die Gräfin erwiderte nichts, sie wurde noch schweigsamer als sie vorher gewesen, und der Geistliche störte ihr Nachdenken nicht.

Am liebsten hätte er den Bazar verlassen, um daheim in seinem Zimmer ungestört seinen Gedanken nachzuhängen, die Mutter aber machte immer wieder die Runde durch die Verkaufsräume, aufmerksam umherschauend, wie wenn sie jemand suchte.

Und das war auch der Fall, sie suchte Bolevand und fühlte sich enttäuscht, als sie keine Spur von ihm zu entdecken vermochte.

Sie wollte um jeden Preis Gewißheit haben, wie schlimm sie auch sein mochte; diesem Schweben und Schwanken zwischen allen nur möglichen Vermutungen war sie immer vorzuziehen.

„Ich bin müde und abgespannt, wir wollen einen Augenblick ausruhen," sagte sie, als sie wieder einmal am Teesalon vorüberkam, in welchem eine Stunde zuvor Frau von Verdol und der Amtsrichter ihre Gedanken ausgetauscht hatten.

Der Gräfin erster Blick fiel auf Max, der hinter Jane Nelsons Stuhl stand und sich lebhaft mit zwei jungen Damen unterhielt, die am gleichen Tische saßen.

„Ich bin mit dem Gang der Geschäfte zufrieden, fünfzig Lose habe ich bereits verkauft, und die anderen fünfzig werde ich hoffentlich wohl auch bald an den Mann bringen," sagte Max lächelnd.

„Wenn Sie vierzig für sich selbst behalten, dieses Kunststück, lachte eine der Damen.

„Das denke ich auch," stimmte die andere bei. „Ich finde das Publikum abscheulich, ich habe noch keine hundert Mark in der Kasse, es ist eine Schande!"

„Ihre Mama, Graf Max," flüsterte Jane aufstehend, dem Majoratsherrn gerade in dem Augenblick zu, wo die Gräfin sich wieder zurückzuziehen gedachte.

Dadurch ward sie an der Ausführung ihres Vorhabens verhindert und mußte sich wohl oder übel entschließen, vollends in den Salon zu treten.

Fortsetzung folgt.

Der symbolische und der heraldische Adler.

Der als König der Vögel bezeichnete Adler spielt im Leben der Völker seit alten Zeiten eine große Rolle, und zwar als Sinnbild, als Feldzeichen, als Wappen und Auszeichnung (Orden). Sinnbilder dieser und ähnlicher Art reichen bis zum Anfang der Geschichte hinauf, wie denn z. B. schon den Kindern Israels im vierten Buch Mosis geboten wird, daß ein jeder sich unter seinem Panier im Lager sammeln solle.

In der Mythologie (der Götterlehre) ist der Adler meist gleichbedeutend mit der Sonne. Der mächtige mythische Adler der Inder, Gurada mit Namen, ist das Roß des Gottes Wischnu, das Sonnenroß, welches durch seinen Glanz alle Ungeheuer besiegt und über sie triumphiert. In der skandinavischen und deutschen Mythologie wird die Gestalt des Adlers mit Vorliebe von finsteren Dämonen oder von dem Gott Odin, der in der finsteren Nacht bezw. der Sturmwolke verborgen ist, angenommen, und der Sturmriese Hräswelgr sitzt in Adlergestalt am Ende des Himmels und bläst den Wind über alle Völker. Den Griechen war der Adler der Vogel des Zeus. Als dieser oberste der griechischen Götter sich zum Kampfe gegen die Titanen, welche den Himmel stürmen wollten, rüstete, brachte ihm der Adler seinen Pfeil, weshalb Zeus ihn zu seinem Feldzeichen nahm. Er hält des Gottes Donnerkeil in seinen Klauen und verkündet den Helden bald den Sieg, bald die höchste Macht. Nach Xenophon war der Adler bereits die Zierde des Schildes der alten medischen Könige, und als Attribut des Königtums wurde er einst von den alten Etruskern, dem ältesten Kulturvolke Italiens, den Römern geschenkt, die ihn als Feld- und Wappenzeichen in den von ihnen eroberten und unterjochten Ländern verbreiteten. Der römische Adler, der in der Republik aus Silber war, aber goldene Blitzbündel in den Krallen trug, und in der Kaiserzeit ganz aus Gold bestand, hatte auf dem Marsche seinen Platz an der Spitze der Legion, in der Schlacht hinter der ersten Cohorte und im Lager in einem kleinen Tempel neben dem Prätorium. Sein Verlust bedeutete die Auflösung der Legion. Als der Bote des Zeus verkündete der Adler den Willen Gottes, und als Sinnbild der Götter ward er das Symbol der Unsterblichkeit und der menschlichen Seele, die sich nach dem bTode aus dem Erdenstaube emporschwingt zu ewigen Höhen. Zugleich wurde er das Sinnbild der irdischen Macht. Bei der Apotheose (Vergötterung) der römischen Cäsaren deutete ein vom Scheiterhaufen emporsteigender Adler die Aufnahme des verstorbenen Kaisers unter die Götter an, und für die Auguren, welche aus dem Vogelflug die Zukunft weissagten, war das Erscheinen des Adlers ein Zeichen erfreulicher Ereignisse. Auch in der christlichen Symbolik fand er Verwendung, wie das u. a. daraus hervorgeht, daß er als Attribut des Evangelisten Johannes göttliche Begeisterung verkündet.

Im Mittelalter rühmte man bei dem Könige der Vögel eine Reihe vorzüglicher Eigenschaften: Verjüngungskraft, Freigebigkeit und Mut, und deshalb wurde er von Fürsten und Landesherren zum Wappen gewählt; so von den Kaisern, den Herzögen von Bayern, Böhmen, Schlesien und Oesterreich, den Königen von Polen, den Markgrafen von Brandenburg, den Dynasten von Sizilien, Sardinien, Spanien und manchem anderen Fürstenhause und Lande. Selbst die Nordamerikaner nahmen ihn nach Erlangung ihrer Freiheit an, worüber der berühmte Franklin recht ungehalten war, denn er schrieb: „Ich für meinen Teil wünschte, man hätte den Adler nicht zum Sinnbilde unseres Landes gewählt; er ist ein Vogel von schlechtem sittlichen Charakter und erwirbt sich seinen Unterhalt nicht auf ehrliche Weise. Dazu ist er ein feiger Schelm; der kleine Vogel, den wir Königsvogel nennen, der nicht größer ist als ein Sperling, greift ihn dreist an und vertreibt ihn aus seinem Umkreise."

Der deutsche Reichsadler war ursprünglich einköpfig und soll von Karl dem Großen nach seiner Krönung in Rom zum Symbol des Reiches erhoben worden sein, jedoch läßt er sich erst unter Otto II. auf der Reichsfahne bestimmt nachweisen. Im 14. Jahrhundert wurde derselbe mit zwei Köpfen ausgestattet, wahrscheinlich infolge der Annahme, daß das „heilige römische Reich deutscher Nation" eine Fortsetzung des alten römischen Weltreiches sei, und weil schon die griechischen Kaiser zum Zeichen ihrer Herrschaft über die beiden Teile des — ost- und weströmischen — Reiches einen doppelten Adler führten. Den so gearteten Reichsadler findet man zuerst 1325 auf einer unter Ludwig dem Bayer geprägten Münze, bald führte der Kaiser den einfachen Adler schwarz in Gold noch bis ins 15. Jahrhundert, da erst unter Siegesmund, von 1433 an, der Doppeladler beständiges Wappenzeichen der deutschen Kaiser wurde. Der römische König behielt aber auch später noch den einfachen Adler bei.

Rußland übernahm 1472 den Doppeladler vom byzantinischen Kaiserreiche, während der Kaiser von Oesterreich denselben im Jahre 1806 nach Auflösung des „heiligen römischen Reiches deutscher Nation" für seine Monarchien heranzog. Der Adler des 1871 neuerstandenen deutschen Reiches ist wieder einköpfig und ohne Zepter und Reichsapfel, jedoch trägt er auf der Brust den preußischen Wappenschild mit dem Stammwappen der Hohenzollern, um den sich die Kette des Schwarzen Adlerordens schlingt, und über dem Kopfe des Reichsadlers, den auch der Kaiser in seinem Wappen in goldenem Schilde führt, schwebt die deutsche Kaiserkrone. Bemerkt sei hierbei noch, daß der preußische Adler der von Kaiser Friedrich II. den deutschen Rittern verliehen wurde und ihnen auch verblieb, als Siegesmund den Doppeladler verlieh, ursprünglich Reichsadler gewesen. Dieser Adler besiegte denjenigen, welchen Napoleon I. zum Symbol des französischen Kaiserreiches erhoben hatte, und der von Napoleon III. wieder eingeführt worden war, als er zum Kaiserthrone emporgestiegen.

Fahne und Flagge.

Die Fahne oder Flagge ist, wie bekannt, ein Stück Zeug von einer bestimmten Farbe oder mit einem bestimmten Bild versehen und dient als Symbol. Schon im Altertume waren Fahnen als Heerzeichen vorhanden. Nach Diodor ließen die Aegypter Tierbilder auf Spießen vor den Kriegern hertragen, und auch die Römer führten anfangs als Feldzeichen Tierbilder: die Wölfin, den Eber und dann den Adler, hatten daneben aber auch Fahnen. Seit Konstantin dem Großen schmückte der griechische Anfangsbuchstabe des Namens Christi die römischen Fahnen. Später führten auch die Kirche, die Gewerbe und die Vereine Fahnen ein, die in hohen Ehren gehalten wurden, und deren verschuldeter Verlust den Vereinen zur Schande gereichte. Bei den Fahnen wurde geschworen (Fahneneid) und sie dienten zum Ausdruck der wichtigsten Entschlüsse und zur Ermunterung, an denselben festzuhalten. Dadurch erhielten die Fahnen eine große Bedeutung, die namentlich im Kriege zu rGeltung kam.

Im Laufe der Zeit bildete sich dann ein besonderes Fahnenrecht aus, das im Mittelalter u. a. bei den sogenannten Fahnenlehen eine Rolle spielte. Letztere waren die vornehmeren, die eigentlichen reichsfürstlichen Lehen, bei welchen der Kaiser außer dem kaiserlichen Gerichtsbann oder dem Grafenrechte auch die kaiserliche Heerbanns, oder herzogliche Gewalt in einem Reichslande einem Herzog oder Reichsfürsten verlieh und eine Fahne als das Symbol der Belehnung dem Belehnten überreicht wurde. Das Hissen der Fahne oder Flagge eines Herrschers oder eines Volkes bedeutete die Besitzergreifung in dem Gebiete, in welchem dieser Akt stattfand, und die Verletzung des so öffentlich festgestellten Rechtes auf das betreffende Land gab Anlaß zu Fehde und Krieg, was auch heute noch der Fall, wenn für die Verletzung keine ausreichende Genugtuung geleistet wird.

Die Bezeichnung der Fahn als Flagge ist hauptsächlich im Schiffahrtsverkehr üblich. Die Flagge, meist eine viereckig-längliche Fahne von leichtem Wollzeuge, dient als Erkennungszeichen der Nationalität der Schiffe und weht an einem Flaggenstocke am Heck des Fahrzeuges oder an der Spitze der Gaffel des Hintermastes desselben. Man unterscheidet zwischen Kriegs- und Handelsflagge, jedoch sind beide Flaggen bei manchen Nationen gleich. Der Admiral führt eine viereckige Flagge am Großmast, der Vizeadmiral am Fockmast, der Kontreadmiral am Besanmast und der Kommodore eine dreieckige am Großmast. Den speziellen Titel „Flaggschiff" trägt bei einem Geschwader dasjenige Kriegsschiff, an dessen Bord ein Flaggoffizier, d. h. der zur Führung einer seinen Rang bezeichnenden Flagge berechtigter Marineoffizier seine Flagge gehißt hat. Bei Begräbnissen, die an Bord von Kriegsschiffen stattfinden, dient die Flagge als Bahrtuch. Unter falscher Flagge segeln heißt, zum Zwecke der Täuschung die Flagge einer fremden Nation oder statt der Kriegs- die Handelsflagge führen. Das Niederlassen, „Streichen" der Flagge ist im Kampfe das Zeichen der Ergebung, sonst aber dasjenige der Begrüßung. Das Beschimpfen oder Herunterreißen einer offiziellen Fahne oder Flagge gilt allgemein als eine schwere Beschimpfung der Nation, deren Farben sie trägt, und kann unter Umständen Krieg im Gefolge haben.

Russische Stimmungen.

Eine russische Persönlichkeit von Rang, die vor Kurzem in Berlin auf der Durchreise weilte, empfing einen Mitarbeiter der D. Warte und unterhielt sich mit demselben im wesentlichen über die Anschauungen derjenigen russischen Kreise, die bei aller Anerkennung des Zarentums eine durchgreifende Reformarbeit im Innern unseres Nachbarreiches unbedingt für notwendig halten. Das Gespräch entwickelte sich etwa folgendermaßen:

„Glaubt man bei Ihnen an einen schließlichen Sieg der russischen Armee?"

„Man erhofft es seitens der Regierungskreise mit Hilfe der Massen, die dem Reich zur Verfügung stehen, aber man ist unsicher geworden nach den Fehlschlägen der russischen Führung, die bisher ganz versagt hat. Die große Masse des Volkes steht unter dem Druck des jetzigen Systems und hat gar kein Interesse an den Vorgängen in Ostasien. Natürlich gibt es auch, wie überall, noch genug Untertanen, die Hurra schreien und noch Patriotismus markieren. —"

„Ist eigentlich die Vorgeschichte des Krieges, soweit sie sich auf Einflüsse am Zarenhofe bezieht, im allgemeinen in den Zeitungen richtig dargestellt worden?"

„Teilweise ja. Auf der einen Seite stand der Admiral Alexejew mit Besobrasoff, der damals dem Stab der Admiralität angehörte, und auf der anderen Seite der Zar und Kuropatkin. Ersterе drängten zum Kriege, um Karriere zu machen, während der Kaiser friedliebend war. Auch die Kaiserin Mutter stand auf Seiten der Kriegspartei. Als Kuropatkin merkte, daß seine Gegner die Oberhand gewannen, drängte er auf Vermehrung der russischen Streitkräfte im Osten. Er fiel aber dennoch kurz vor seiner Ernennung in Ungnade beim Zaren, und nur die Stimmung der Armee und des Volkes, die dringend seine Führerschaft verlangte, hat zur Besetzung der Stellung als Generalissimus durch ihn geführt."

„Halten Sie ihn für besonders befähigt?"

„Als Organisator und für die Verwaltung. Ein Feldherr, ein Stratege, ein bedeutender Taktiker ist er meines Erachtens nicht. Ich glaube mich zu diesem Urteile deswegen für befugt zu halten, weil ich seiner Zeit unter ihm gedient habe. Persönlich hatte er von der Hofklique viel zu leiden, da er als nichtadliger Eindringling ungern gesehen wurde, und man seinen Einfluß auf jede Weise zu brechen suchte."

„Wie verhielt sich denn der Hof im Allgemeinen zur Kriegsfrage?"

„Ich weiß nur, daß man vielfach von der Tätigkeit des alten Großfürsten Wladimir für einen Feldzug erzählte. Es sollen angeblich dabei weitgehende Pläne mitgespielt haben. Den beiden Söhnen des Großfürsten, Kyrill und Boris, sollte Gelegenheit gegeben werden, sich auszuzeichnen, um dadurch populär zu werden. Die Ansicht, daß sogar noch andere Pläne hierbei mitgespielt hätten, war auch verbreitet, ist aber wohl etwas phantastisch. Man meinte nämlich, daß einer dieser jungen Fürsten, wenn er ruhmbedeckt aus dem fernen Osten zurückkehren würde, eventuell die Anwartschaft auf den Thron erringen könnte. Nun, jeder weiß, wie es den beiden Söhnen Wladimirs erging. Boris führte sich wenig ruhmvoll auf, Kyrill ist bereits wieder daheim, und jetzt ist ein Thronfolger geboren."

„Hat denn die Kaiserin ihren Einfluß auf den Zaren geltend gemacht?"

„Man hört wenig von ihr. Sie ist eigentlich weder beliebt noch unbeliebt, und man weiß nur, daß sie das Englische liebt und mit ihrem Gemahl sich in der Unterhaltung dieser Sprache bedient. Das wirkt aus das Volk natürlich nicht sonderlich sympathisch, aber man erkennt sonst ihre Korrektheit und Zurückgezogenheit von politischen Dingen an."

„Ist dem Volke nicht eine große Freude zuteil geworden, als der Großfürst-Thronfolger geboren wurde?"

„Ganz offen gesagt, kann dem denkenden und fühlenden Teile des russischen Volkes eine wirkliche Freude nur durch Einführung durchgreifender Reformen gemacht werden —"

„Da wäre ja anläßlich der Geburt die beste Gelegenheit dazu, denn an Vorschlägen fehlt es doch jedenfalls nicht. Erhofft man denn vom Zaren Nikolaus nicht Reformen?"

„So weit ich orientiert bin, werden nur wenige Menschen in Rußland vom jetzigen Kaiser etwas in dieser Hinsicht erwarten. Gewiß — man bereitet jetzt ein Manifest vor mit einigen Erleichterungen. Man wird in demselben Verbrecher begnadigen, Paßgebühren, Schulden erlassen usw. Aber etwas wirklich reformatorisches, das dem Erbübel der russischen Verlassung und der ganzen Verwaltung die Art an die Wurzel legt, das wird nicht kommen! Die Zustände im Innern und Aeußern sind ja sattsam bekannt. Sie sind vielleicht noch schlimmer, als sie gemalt werden. Um hier reinigend zu wirken, um nur erträgliche Zustände zu schaffen, — dazu gehört ein außerordentlich begabter und energieerfüllter Mann."

„Man meint vielfach, daß der Zar den besten Willen habe, den Wünschen seines Volkes nach Möglichkeit entgegen zu kommen —"

„Das kann möglich sein. Aber man sehe nur die Leute an, die Einfluß auf ihn besitzen. Da stand zunächst der ermordete Plehwe in besonders hoher Gunst bei ihm. Der Zar nannte ihn persönlich seinen Freund. Ferner rechnet man den berüchtigten Pobedonoszew und den Gouverneur von Warschau Tscherkoff zu seinen ersten Ratgebern außer den Ministern, die gleichfalls ihren Einfluß geltend machen — natürlich nicht im reformfreundlichen Sinne. Ich glaube deshalb nicht, daß unter dem jetzigen Regime ernsthafte Verbesserungen in der Verfassung und Verwaltung dem Volk zuteil werden."

„Wer hat denn angeblich die besten Chancen, Nachfolger Plehwes zu werden?"

Man sagt in Rußland ziemlich einstimmig, daß der jetzige Justizminister Murawiew die meiste Aussicht hat, Minister des Innern zu werden. So viel ich von ihm weiß, gilt er als nicht besonders befähigt und stark reaktionär."

„Die inneren, durch den Krieg hervorgerufenen Zustände in Rußland werden auch vielfach sehr düster geschildert."

„Das ist auch ganz richtig. In Lods sind etwa 50 000 Arbeitslose, und in der Altstadt, im südlichen Viertel, hat man neuerdings sogar Häuser niedergebrannt. Das alles wird natürlich von der russischen Zensur unterdrückt. Die Leute, die keine Arbeit in Russisch-Polen haben, überschreiten massenhaft die Grenze ohne Pässe. Auch in anderen Städten, wie Moskau, gärt es bedenklich infolge der herrschenden Beschäftigungslosigkeit. Nur in St. Petersburg lebt man weiter wie vorher, da dort Reiche genug wohnen, die das Geld unter die Leute bringen."

„Glauben Sie denn, daß diese Zustände einmal zu Gewalttätigkeiten in größerem Maßstabe führen können?"

„Ich halte das sogar für wahrscheinlich. Es ist zuviel Elend und Knechtschaft im ganzen Reiche, und es muß angenommen werden, daß sich diese Verhältnisse während des Krieges eher verschlechtern als verbessern. Dazu kommt die Starrheit des ganzen Systems, das jedenfalls im Sinne Plehwes fortgeführt wird. Aus allen diesen Gründen kann ich mir sehr wohl vorstellen, daß über kurz oder lang die Massen durch ihre unerträgliche gedrückte Lage gezwungen werden vielfach in ihrer Verzweiflung den Tod ihrem bisherigen Leben vorziehen, und dann wird man gewaltsam vielleicht das erreichen, was ein an schwacher Wille ihnen versagt"

Das „Tse-boum" des Dalai-Lama.

Noch ehe die Engländer zu der „verbotenen Stadt" Lhassa vorgedrungen waren, hatte der Dalai-Lama vor wenigen Monaten eine Verbindung mit der abendländischen Kultur gesucht. Es ist gewiß sehr merkwürdig, daß er sich eins seiner geheiligten Attribute, ein „tse-boum" bei — einem Pariser Juweliер hat machen lassen. Dieses Emblem erhebt er an den großen Festtagen in seiner rechten Hand, wenn er den Segen über die Pilger spricht, die aus allen Teilen der buddhistischen Welt herbeigeströmt sind. Dieser heilige Gegenstand zeigt das Bildnis des Gottes Amitabha, des „grenzenlosen Lichtes", der die Emanation und Ausstrahlung des Adhi-Buddha ist, von dem wieder in der buddhistisch-lamaistischen Religion alles Lebendige und alles Fleisch geworden in der Person des Pandchen Rim-po-ch'o, der eine Art Oberpriester oder Dalai-Lama ist und zu Tashi-Lumpo im Süden von Tibet wohnt. Ami-tabha hat aus seinem Geiste wieder einen Sohn geboren, und dieser hat irdische Gestalt angenommen in dem eigentlichen Dalai-Lama. Nun müßte folgerichtigerweise der Dalai-Lama nicht die Heiligkeit und Bedeutung des Pach'em-po-ch'e haben, aber in Wirklichkeit ist sein Ansehen viel größer.

Das Bildnis des Amitabha das aus Kupfer getrieben ist und in einem tiefen Rot, der dem Gott heiligen Farbe, erglüht, wird getragen von einer „boumbe" oder Vase, auch aus rotgetöntem Kupfer, und dieses Postament ruht wieder in einer Silberschüssel, die mit zwei Drachen geschmückt ist. Der Name „tse-boum" bedeutet „Gefäß des Lebens". Die-